



nie zur Diskussion. Sie würden ohnehin an der Seite des Vaters im Laden arbeiten, und es ist wichtiger, im Augenblick Geld zu verdienen. Die Konsequenz und Härte vor allem des Vaters führte zum Bruch mit Ali, dem ältesten der vier Kinder.

Ali hatte Schwierigkeiten von dem Zeitpunkt an, zu dem er als Zwölfjähriger von seinen Eltern nach Deutschland nachgeholt wurde. Er kam in der Schule nicht zurecht, wurde mehrmals nicht versetzt und fand sich schließlich in der gleichen Klasse wie sein jüngerer Bruder Mehmed wieder. 1976 wurde er aus Altersgründen aus der siebten Klasse der Hauptschule entlassen. Spannungen mit dem Vater zeichneten sich bereits ab, zu ernstesten Konflikten kam es jedoch erst, als er nicht in der Lage war, eine kontinuierliche Arbeit zu finden. Vier Monate nach der Schulentlassung nahm er eine Tätigkeit als Transportarbeiter auf, wurde jedoch nach drei Monaten wegen »Nichteignung« wieder entlassen. Mehrere andere Stellen verlor er ebenfalls nach kurzer Zeit. Der Vater übte in dieser Zeit zunehmend Druck auf ihn aus. Einmal, als Ali wieder eine Arbeitsstelle verloren hatte, verprügelte der Vater ihn so, daß er am ganzen Körper blaue Flecken hatte. Ein andermal floh er vor den Prügelein in Unterhosen zur Polizei. Ali, der das Dorf nur als Kind erlebt und niemals die extrem harten Arbeitsbedingungen kennengelernt hat, konnte die Verbissenheit des Vaters nicht verstehen. Seine türkischen Freunde standen unter wesentlich geringerem Druck von zu Hause. Die Schläge erschienen ihm so als bare Willkür, allenfalls erklärbar durch das Trinken: »Vater schlägt viel. Wenn er getrunken hat, wird er leicht wütend. Er kam aus dem Lokal. Er hat geschimpft. Du Arschloch, warum bist du nicht im Bett?«

Ali, damals 15, zog sich mehr und mehr aus der Familie zurück und begann das Jugendfreizeitheim aufzusuchen. Der Vater erzählt, daß Ali sich jetzt auch direkten Befehlen der Eltern zu widersetzen begann. Herr Kaynar interpretierte dies als Verweigerung der bedingungslosen Achtung (saygi), die der Sohn dem Vater schuldet. Er sah seine Position in der Familie in Frage gestellt und das gemeinsame Ziel der Familie gefährdet. Auf Ali schien nicht mehr unbedingt Verlaß zu sein. Der Vater wußte keinen anderen Ausweg, als noch härter zu schlagen: »Ich kann mir doch meine Familie nicht kaputt machen lassen.«

Ein Teufelskreis aus Schlagen, Sich-Zurückziehen, noch mehr Schlägen. 1977 floh Ali aus der Familie. Drei Monate war er auf Trebe. Noch einmal versuchte er, zu Hause zu leben. Dies ging nur zwei Wochen lang gut, dann brachen die alten Konflikte wieder auf. »Ich brauchte nur eine Stunde zu spät zu kommen, dann wurde ich wieder geschlagen.« Er lief von neuem weg.

In dieser Zeit hatte der Vater versucht, ihn zu bewegen, in die Türkei zurückzukehren. Hier habe er sowieso keine Arbeit, da könne er ebenso gut

heimfahren. Die Weigerung Alis dürfte die Kluft zwischen Vater und Sohn noch vertieft haben. Sie zeigt, daß Ali in der Türkei noch weniger Perspektiven für sich sah als selbst in der ziemlich aussichtslosen Situation hier. »In der Türkei konnte ich nicht leben, da war ja niemand da.«

Nach der zweiten Flucht brach der Vater mit ihm, sagte, Ali sei nicht mehr sein Sohn. Seit damals hat er keinen Kontakt mehr zu ihm. Er besuchte ihn weder in der Untersuchungshaft, noch erschien er zum Prozeß. Heimlich hielt die Mutter die Beziehung noch aufrecht, wusch manchmal Alis Wäsche und ließ ihm gelegentlich Geld zukommen.

Eineinhalb Jahre lang schlief Ali meistens in Parkanlagen oder bei Bekannten. Ab und zu, wenn der Vater nicht zu Hause war, besuchte er die Mutter, schlief dort einige Stunden, aß etwas, mußte jedoch in ständiger Sorge sein, daß der Vater zurückkehren würde. Seine Geldnot zwang ihn, sich auf dem Kreuzberger Homosexuellen-Strich zu verkaufen. In dieser Zeit wurde er zweimal bei Einbruchversuchen von der Polizei gefaßt. Sonst ging er ziellos spazieren oder lief durch Kaufhäuser.

Er war heimatlos und ohne Perspektive. Der Vater eines Mitangeklagten charakterisierte ihn als »dumm, ohne Familie und ohne Freunde«.

Ein halbes Jahr vor der Vergewaltigung schloß er sich der Gruppe der Jugendlichen an, die mit ihm in den Fall verstrickt sind. Er hatte sie im Jugendfreizeitheim kennengelernt. Er beschreibt dies mit den Worten: »Dieses alles hat ein Ende gefunden, als ich die Freunde hier kennengelernt habe.« Die Gruppe hatte einen Treff in Kreuzberg angemietet, eine Zweizimmerwohnung in einem Hinterhaus, in der sie ihn schlafen ließ. »Die Zeit«, sagte er vor Gericht, »die ich als schlecht bezeichnen würde, war vorbei.«

Es ist bedrückend, wenn man die Hoffnung, die sich in diesen Sätzen ausdrückt, mit seinem tatsächlichen Status in der Gruppe vergleicht. Von den anderen Jugendlichen wurde er nie akzeptiert, er war wiederholt Zielscheibe ihres Spotts. Wenn die Gruppe ein Opfer für kollektive Aggressionen suchte, war es gewöhnlich Ali, der daran glauben mußte. Seine Situation in der Gruppe kennzeichnet, daß die anderen ihn als »déli« - verrückt - bezeichnen, ein Wort, das im Türkischen alle Formen abweichenden Verhaltens benennt. Die Jugendlichen beziehen es auf Alis oft außergewöhnliche Aggressivität und auf seinen Umgang mit Homosexuellen. Ali leidet unter der Charakterisierung. Als der Staatsanwalt ihn vor Gericht darauf ansprach, schämte er sich und verbarg den Kopf in den Händen. Die anderen grinsten.

Schwerfällig und unbeholfen versucht er die Anerkennung der anderen zu erhalten. Diese nutzen es aus, lassen ihn Zubringerdienste leisten. Oder er prahlt mit Potenz und Stärke. Nach der Entlassung brüstete er sich vor der Gruppe, er habe im Gefängnis Veli Aksoy - bis dahin ein Freund - »gefickt«.

Die Folgen für Veli waren katastrophal. Der passive Homosexuelle ist in den Augen der türkischen Kultur der weibliche Partner, er hat seine Männlichkeit aufgegeben und wird verachtet.

#### Veli Aksoy

Velis Vater, Herr Aksoy, war Sekretär der Stadtverwaltung einer kleinen westanatolischen Stadt. Die siebenköpfige Familie konnte von dem bescheidenen Verdienst nicht leben. 1968 entschloß sich daher die Mutter, nach Deutschland zu emigrieren. Auch ihr Mann hatte den Antrag auf Arbeitserlaubnis gestellt, war jedoch abgelehnt worden, weil er die Altersgrenze bereits überschritten hatte. Veli, das älteste der fünf Kinder, war damals zwölf Jahre alt.

Nur ein halbes Jahr später rief Herr Aksoy seine Frau in die Türkei zurück. Die Kinder, gab er vor, seien krank. Als sie gekommen war, versteckte er ihre Papiere, um den Rückflug unmöglich zu machen. Sein Verhalten war bestimmt vom Druck der Nachbarschaft. Eine Frau, die alleine nach Deutschland geht, hat bald »an jedem Finger ihrer Hand einen Mann«, heißt es. Nicht nur ihre, auch seine Ehre war damit angezweifelt. Er war nicht Manns genug gewesen, sie zurückzuhalten.

Ayse Aksoy setzte sich dennoch durch und kam wieder nach Berlin. Allerdings hatte sie wegen des hoffnungslos überzogenen Urlaubs ihre Stelle verloren. An dem neuen Arbeitsplatz lernte sie Peter Meyer kennen und verliebte sich in ihn. Ein Jahr später zog sie mit ihm zusammen. Sie war 28 Jahre alt.

Als die Scheidungsklage gegen ihren ersten Mann noch lief, wurde 1971 Edmund geboren. 1974 heiratete sie Peter Meyer. Sie hatten ein weiteres Kind zusammen.

Auch die zweite Ehe verlief schwierig. Peter Meyer erwies sich als ein sehr unzuverlässiger Partner. Wiederholt ließ er seine Frau und die Kinder wochenlang allein, ohne daß sie wußten, wo er sich aufhielt. Sie kamen in dieser Zeit in materielle Bedrängnis. Einmal erlitt Ayse einen Nervenzusammenbruch und wurde in die Landesnervenheilanstalt eingewiesen. Sie wird sich scheiden lassen, sobald ihr Antrag auf deutsche Staatsangehörigkeit positiv entschieden ist. »Ich habe zwei Männer gehabt. Einen türkischen und einen deutschen. Beide waren schlecht. Jetzt bleibe ich allein.«

Sie äußert das resigniert, gleichwohl nüchtern und pragmatisch. Diese Haltung bestimmt auch ihre Entscheidung, hier zu bleiben. Als sie den Antrag auf Erwerb der Staatsangehörigkeit stellte, war dies für sie weder eine Option für die deutsche noch eine Absage an die türkische Gesellschaft. Sie folgte nur ihrer Einsicht, daß es ihre in Berlin geborenen Kinder hier

einfacher haben würden. Sie versucht sie dementsprechend als Deutsche aufwachsen zu lassen, spricht nach ihren Möglichkeiten Deutsch mit ihnen. Das hindert sie nicht daran, zu versuchen, Veli gemäß den türkischen Sitten zu verheiraten. Man hat den Eindruck, daß sie die Normen und Werte beider Kulturen fast wie Naturgesetze betrachtet. Sie sind gegeben, man muß sich mit ihnen abfinden. Keines der Wertsysteme ist dem anderen überlegen, man ist keinem mehr verpflichtet als dem anderen, sondern muß sich mit beiden nach Möglichkeit arrangieren.

Veli stellt diese Haltung der Mutter vor Schwierigkeiten. Er hatte sich 1973 mit der Bitte an sie gewandt, ihn nach Deutschland kommen zu lassen. Sie erfüllte sie sofort. Er war damals siebzehn Jahre alt. In der Türkei hatte er als Hilfskraft in einem Kaffee und als Frisörgelhilfe gearbeitet. In Berlin fand er Arbeit als Gärtner im Waldfriedhof in Zehlendorf. Teils wohnte er in einer Baracke auf dem Friedhofsgelände, teils bei seiner Mutter und Herrn Meyer. Als seine Mutter umzog, übernahm er ihre alte Wohnung.

Der erste Eindruck ist der einer warmen und vertrauten Beziehung. Auch in der Öffentlichkeit umarmt ihn die Mutter, und er läßt es sich gefallen, mit brummigen Abstrichen freilich, Konzessionen an den Männerstolz. Sie spricht sehr liebevoll von ihm und nimmt ihn bedingungslos in Schutz. Veli unterstützte sie in der Zeit, in der Peter Meyer sie allein gelassen hatte, so gut er konnte. Als sie den Nervenzusammenbruch erlebte, ließ Veli ihretwegen seine Verlobung scheitern. Die Eltern der Braut hatten, als sie von dem Vorfall hörten, offenbar Angst, daß es ihre Tochter bei der Schwiegermutter schwer haben würde, und stellten Veli vor die Alternative, entweder mit der Mutter zu brechen oder die Verlobung aufzulösen. Veli entschied sich für die Mutter.

Ayse Meyer machte danach noch einen zweiten Versuch, ihren Sohn zu verheiraten: »Mein Kind, du bist erwachsen, vom Militär bist du zurückgestellt und hier Arbeiter. Als deine Mutter muß ich dich nach türkischem Brauch verheiraten. Wenn du leidest, bin ich verantwortlich. Man wird mich zur Rede stellen.« Veli weigerte sich. Er wollte erst Geld sparen, seinen Militärdienst ableisten und eine Wohnung einrichten. Seine Mutter glaubt jedoch den eigentlichen Grund seiner Weigerung im Verhalten der hier aufwachsenden türkischen Mädchen zu erkennen. »Heute schließen sie mit Veli Freundschaft, morgen mit dir, einen Tag mit dem, dann wieder mit einem anderen. Die Mädchen, die hier aufwachsen, sind keine Jungfrauen mehr. Man hört von unseren türkischen Mädchen in Deutschland, daß sie beispielsweise heute heiraten und sich drei Tage, eine Woche später wieder scheiden lassen.«

Velis Schwierigkeiten mit seiner Mutter deuten sich hier an. Auch sie hatte sich scheiden lassen, hat seinen Vater verlassen und war, ohne verheiratet zu sein, mit einem Deutschen zusammengezogen, was schon deshalb ein

Skandal ist, weil die Verbindung einer islamischen Frau mit einem Nicht-Moslem verpönt ist. In Velis Augen hat sich seine Mutter so verhalten, wie es das diskriminierende Stereotyp unterstellte.

Es war unvermeidlich, daß auch seine Freunde davon erfuhren. Dies betraf auch seine Stellung in dieser Gruppe. Die Ehre eines Mannes wird angezweifelt, wenn man die seiner Mutter in Frage stellt. Veli schämte sich ihrer vor seinen Freunden und vermied es nach Möglichkeit, von ihr zu sprechen. Ein Bekannter meinte sogar, er habe sie gehaßt.

Die Mutter wiederum vertritt den Bruch der türkischen Regeln nicht offensiv, greift diese nicht als repressiv an oder lehnt sie gar ab. Sie umgeht sie mehr, als daß sie sie in Frage stellt. Dabei ist sie sich völlig klar darüber, wie Männer ihre Situation einschätzen. »Ein türkischer Mann betritt mir nicht das Haus. Du weißt, ich bin sowohl verheiratet als auch ledig; es ist also unmöglich.« Ihr ungeklärter Status führt zu Zuschreibungen und trägt Aufforderungscharakter. Ayse Meyer stellt sich darauf ein, ohne dagegen zu rebellieren. Dies erlaubt es ihr aber nicht, ihr Handeln dem Sohn einsichtig zu machen. Beide sprechen nicht darüber.

Velis Stellung in der Gruppe der Freunde war nicht nur durch das Verhalten der Mutter belastet. Es war von ihm bekannt, daß er sexuelle Schwierigkeiten hatte. Ein deutsches Mädchen, mit dem er vor dem Prozeß eine Beziehung unterhielt, hatte im Jugendfreizeitheim erzählt, daß Veli impotent sei. Seine Männlichkeit war in Frage gestellt. Er wurde unsicher, empfand seine Stellung in der Freundesgruppe als prekär, wagte es nie, sich gegen einen Gruppenkonsensus zu stellen, log und übertrieb, wenn er glaubte, daß es seinem Status nützen würde. Er suchte Freundschaft zu sehr jungen Mädchen, von denen er Anerkennung erhielt. Auffallend war auch die große Sorgfalt, mit der er sich kleidete. Seine Freunde charakterisierten ihn als »schwach« (zayıf).

Seine ohnehin schwierige Lage wurde unerträglich, als Ali Kaynar sich öffentlich brüstete, im Gefängnis mit ihm geschlafen zu haben. All dies trug dazu bei, daß er nach der Entlassung in die Türkei zurückkehrte. Was sollte er weiter hier? Seine Stellung in der Gruppe der Freunde war unhaltbar geworden. Die Beziehung zur Mutter war ambivalent, in ihr konnte er nicht den Rückhalt finden, der nötig gewesen wäre, um den öffentlichen Ehrverlust zu bewältigen. Auch verband Mutter und Sohn keine wirtschaftliche Perspektive -- von Anfang an war klar, daß sie in Deutschland bleiben, er aber irgendwann in die Türkei zurückkehren werde.

## Erol Kemal

Die Familie Kemal ist seit 1968 in Deutschland. Es ist bereits der zweite Anlauf. 1964 war Herr Kemal nach 30 Monaten Arbeit in die Türkei zurückgekehrt und hatte sich von dem Verdienst einen Mährescher gekauft. Sein Plan, mit der Maschine von Dorf zu Dorf zu ziehen und gegen Bezahlung Erntearbeiten zu verrichten, scheiterte jedoch. Der Mährescher verursachte zu hohe Reparaturkosten und war unrentabel. Inzwischen ist Herr Kemal 50 Jahre alt, seine Ziele sind bescheidener geworden. Mit dem verdienten Geld hat er etwas Land im heimatischen Dorf gekauft, das er verpachtet, und ein Grundstück in der Kreisstadt erworben, auf dem er ein Haus errichten will. Wenn er seine Pflichten den Kindern gegenüber erfüllt haben wird, seine Tochter verheiratet und die Zukunft seines Sohnes Erol gesichert ist, wird er sich zur Ruhe setzen, von Rente, Miete und Pachtzins leben. Er wird seinen religiösen Pflichten, dem fünfmaligen Beten am Tag, dem Besuch der Moschee und den Fastengebieten nachkommen, um nicht schuldig vor Gott zu sterben. »Das Geld reicht für ein Glas Tee, ich reise nicht und in Restaurants gehe ich auch nicht.«

Die Kontakte, die die Familie in Berlin hat, beschränken sich auf zwei oder drei Familien, die aus der gleichen Provinz stammen -- Herr Kemal hat sie, als er nach Berlin kam, über seinen Frisör kennengelernt. Die Familien besuchen sich gegenseitig und unterstützen sich in Schwierigkeiten. Sie haben gemeinsame Interessen und Gesprächsthemen, was bei Menschen aus unterschiedlichen Provinzen nicht vorausgesetzt werden kann. »Wenn ich mit jemandem aus einer anderen Stadt zusammenkomme, dann will er über seine Stadt sprechen, aber was geht mich das an? Oder ich spreche über meine Stadt und er interessiert sich nicht.« Sonst geht Herr Kemal nicht aus. Er meidet türkische Lokale, weil seiner Meinung nach die traditionellen Umgangsformen dort nicht mehr beachtet werden, und die deutschen, weil er Schwierigkeiten mit der Sprache hat.

Die Familie lebt so in ihrer Welt, einer Enklave, gebildet aus den Landsleuten der engeren Heimat. Andere Welten mögen existieren, können auch durchaus ihren Wert haben, sie sind jedoch irrelevant. Sie gehen Herrn Kemal nichts an. Er stellt sie nicht in Frage und läßt sich durch sie nicht in Frage stellen. Sie werden nur wichtig, wenn sie ihn direkt tangieren. Ihr Sohn Erol war zwölf Jahre alt, als er nach Deutschland kam. In der Türkei hatte er die fünfjährige Grundschule und die erste Klasse der Realschule abgeschlossen. In Berlin besuchte er die Hauptschule, die er nach der 9. Klasse verließ. Er hatte vor, Dreher zu werden, konnte jedoch keine Ausbildungsstelle finden, weil er, wie er meint, als Türke benachteiligt war. Der Vater finanzierte ihm damals eine Ausbildung als Fernstechniker an

der Hofmeisterschule, einer Privatschule, die im Monat 170 Mark Studiengebühren verlangt. Eine Ausbildung, die sinnlos war, weil die Abschlüsse nirgends anerkannt werden. Versuche, anschließend eine Lehrstelle als Fernsehmechaniker zu finden, scheiterten.

In dieser Zeit (1976) beschrieb er seinen Alltag: »Bis sechs Uhr zu Hause bleiben, dann gehen wir ins Jugendfreizeitheim, sonst, wenn wir irgendwohin gehen, z. B. in eine Spielhalle oder in eine Kneipe, dann kommen die und sagen: »Die Scheiß-Ausländer, die müssen raus.« Da gibt es eine Schlägerei. Deshalb gehen wir nicht in die Kneipe oder so.«

Ein Jahr blieb er arbeitslos. Sein Vater unterstützte ihn in dieser Zeit mit reichlich Geld. Erol empfand dies als beschämend, gab schließlich seine Ansprüche an Qualifikation und Ausbildung auf und nahm 1977 Arbeit in einer Brotfabrik an. Er arbeitete sechs Tage in der Woche, teilweise auch Schicht, und erhielt 1200 Mark im Monat. Seinen Verdienst gab er dem Vater. Dies war unproblematisch. Erol war damit einverstanden, wie der Vater das Geld einteilte, und betrachtete es als selbstverständlich, nach seinen Kräften zum Bau des Hauses beizutragen.

Der Vater billigt ihm zu, in einer Welt aufzuwachsen, die ihm, der im Dorf aufgewachsen war, unbekannt ist. Als Erol ihm mitteilte, daß er und seine Freunde beabsichtigten, eine Wohnung als Treffpunkt anzumieten, war er nicht einverstanden; gleichwohl war ihm bewußt, daß er den Argumenten des Sohnes nichts entgegenzusetzen konnte. Herr Kemal wirkte ratlos, als er mir von dem Gespräch berichtete.

Auch was die berufliche Qualifikation oder die Arbeitslosigkeit Erols betraf, konnte er nachsichtiger sein als beispielsweise Herr Kaynar. Die Ziele, die Herr Kemal sich setzt, sind einfacher zu erreichen und erfordern nicht die bedingungslose Solidarität aller Familienangehörigen.

All dies ermöglichte ein ziemlich problemloses Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Wenn Erol von seinem Vater spricht, wird deutlich, daß er ihn liebt und achtet. Im Alltag drückt er dies, entsprechend den Regeln seiner Kultur, dadurch aus, daß er peinlich darauf achtet, sich in Gegenwart des Vaters nicht gehen zu lassen, nicht zu rauchen, zu trinken oder gar zu widersprechen. Diese Einschränkungen schaffen bei aller Zuneigung eine gewisse Unbehaglichkeit, wenn Vater und Sohn zusammen sind. Erol verläßt deshalb gewöhnlich das Haus, wenn der Vater kommt, und vermeidet es, Freunde mit zu sich zu bringen.

Die Autorität des Vaters verhindert es auch, daß intensivere Gespräche zustande kommen. Herr Kemal weiß wenig über den Alltag seines Sohns. Er seinerseits bespricht Pläne mit Erol erst, wenn es wirklich an der Zeit ist. So plant er, seinem Sohn nach der Rückkehr in die Türkei eine Existenzgrundlage zu schaffen. Wenn er Bauer werden wolle, werde er ihm einen Traktor kaufen, wenn Fernsehmechaniker, ihm einen Laden einrichten. Besprochen

hat er dies allerdings noch nicht mit ihm: »Darüber sprechen wir, wenn wir in der Türkei sind. Hier ist jedes Wort darüber verschwendet.«

Die Sicherheit und Wärme, die das Elternhaus bietet, erlaubt eine selbstbewußte Auseinandersetzung mit der Umwelt. In der Freundesgruppe ist Erol eine der einflußreichen Personen. Die Initiative zum Anmieten eines Treffpunktes, um sich auch außerhalb der pädagogischen Einrichtungen des Stadtteils treffen zu können, ging von ihm aus; er trat auch als Mieter auf. Wenn sich die Betreuer des Jugendladens an die Gruppe als ganze wandten, benutzten sie ihn oft als Ansprechpartner. Er sprach besser Deutsch als die meisten seiner Freunde.

Selbstsicherheit zeigt er auch, wenn er türkische Normen und Werte nicht nur vertritt, sondern sie in Diskussionen mit deutschen Betreuern verteidigt. So, als wir den Begriff der Ehre mit ihm diskutierten. Von einer ehrenhaften Frau wird verlangt, daß sie alle Situationen vermeidet, in denen sie un beobachtet Männer treffen könnte. »Das Mädchen muß zu Hause bleiben. Also, wenn es nachts ist, wenn es Abend ist, muß zu Hause bleiben. Also wenn sie irgendwohin will, muß mit seinem Vater oder seinem Bruder hingehen, also ohne solches nicht.« Auch tagsüber muß sie immer ein Ziel angeben können, wenn sie außer Haus geht: »Zum Beispiel meine Schwester zu Hause, wenn Einkauf ist, geht sie raus. Wenn kein Einkauf ist, immer zu Hause.« Ebenso selbstverständlich ist, daß sie keinen Freund haben darf.

»Nein, bei uns ist das nicht so.« Mädchen, die sich diesem Druck nicht beugen und beispielsweise das Jugendfreizeitheim besuchen, wirft er vor, sie seien Deutsche geworden.

Allerdings ist er nur, was seine Schwester betrifft, so unerbittlich. Er selbst hat eine türkische Freundin, die er im Jugendfreizeitheim kennengelernt hat.

### *Ehre und Achtung*

Einen Zugang zu den drei Biographien gewinnt man, wenn man sich die für das Selbstverständnis der dargestellten Personen wesentlichen Werte von Ehre (namus) und Achtung (saygı) vergegenwärtigt.

Für die Ehre (namus) lebt man. Der Wert, den man auf sie legt, betont zunächst die Bedeutung der eigenen Integrität und Unversehrtheit, wie der der nächsten Angehörigen. Wird ein Mann oder ein Mitglied seiner Familie angegriffen, verlangt es die Ehre, sich bedingungslos zu verteidigen. Sich einer Auseinandersetzung zu entziehen, die eigenen Angehörigen nicht zu unterstützen gilt als ehrlos auch dann, wenn man sich auf eine abstrakte Schuldfrage berufen kann, anführen kann, daß die Verwandten im Unrecht sind.

Der Begriff der Ehre impliziert somit eine Grenze zwischen den Angehörigen der eigenen Gruppe, der Familie, und der übrigen Gesellschaft, eine Grenze, die einen Bereich »Innen« von der Außenwelt scheidet. Jeder, der gleichgültig aus welchem Grund, diese Grenze verletzt, hat mit Vergeltung zu rechnen. Da die Vergeltung bedingungslos ist, haftet dem Wert ein partikularistischer Zug an. Im wesentlichen ist man nur der eigenen Familie verpflichtet.

Die Erfahrung des Lebens im türkischen Dorf läßt die strikte Trennung von Innen- und Außenwelt als selbstverständlich erscheinen. Die Personen »innen« sind diejenigen, mit denen man produziert und konsumiert. Im Alter ist man auf sie angewiesen. Da staatliche Instanzen meist zu weit entfernt sind, um wirksam für die Regelung von Alltagshändeln in Anspruch genommen werden zu können, verbürgt die Solidarität der Familie auch die soziale Sicherheit ihrer Mitglieder, die Beziehungen in ihr sind dauerhaft. Anders die Beziehungen nach außen, zwischen den Familien; sie sind vergänglich, tragen den Charakter von Freundschaften oder Bündnissen. Es stünde im Widerspruch zur Alltagserfahrung, würde man bei einem Konflikt den Außenstehenden recht geben und diejenigen im Stich lassen, von denen man sozial und ökonomisch abhängig ist.

Gleichwohl könnte keine Gesellschaft existieren, deren Mitglieder sich nur der eigenen Untergruppe verpflichtet wissen. Im Dorf sind Absprachen über Weidenutzung, Viehwirtschaft und Almbetrieb notwendig. Jede Familie ist daran interessiert, daß sich ihre Mitglieder an die für alle verbindlichen Regeln halten, schon deshalb, weil ihre Verletzung einen Konflikt provozieren würde, der wegen der Forderung nach bedingungsloser Solidarität alle in sich hineinziehe.

Die Balance, die aufrechterhalten werden muß, ist präkar. Einerseits versucht man, die anderen Familienmitglieder anzuhalten, sich den allgemein verbindlichen Normen entsprechend zu verhalten; andererseits darf man sie nicht im Stich lassen, wenn sie sie verletzen. Nach innen vertritt der Familienvorstand die Normen des Gemeinwesens, nach außen das Interesse der eigenen Familie. Ausdruck dieser prekären Balance ist eine genaue Hierarchie von Autoritätsverhältnissen in der Familie. Festgelegt ist, wer wem Autorität schuldet, wer wen strafen kann. Nur innerhalb der Familien kann und muß deshalb gestraft werden; jemanden außerhalb der Familie zu strafen, und sei es ein Kind, würde den Mechanismus der Vergeltung in Gang setzen. Die gestruften Autoritätsverhältnisse gewährleisten nach Auffassung der Bauern, daß jeder sich an die allgemeine Ordnung hält, daß Absprachen eingehalten werden und das Gemeinwesen nicht in partikularistische Gruppen zerfällt. An ihnen besteht ein öffentliches Interesse, sie sind sozialer Kontrolle unterworfen. Autorität wird im Begriff der Achtung (*saygı*) gedacht. Achtung muß der jüngere Bruder dem älteren, die Frau dem Mann, der Sohn

dem Vater zollen. Sie wird ausgedrückt, indem der Niedrigerstehende darauf achtet, sich nicht gehen zu lassen, nicht zu rauchen oder Alkohol zu trinken, nicht zu widersprechen. Der Hierarchie entspricht eine feine Differenzierung der Ausdrucksformen. Ein Bauer erklärte mir, er rauche zwar auf keinen Fall in Gegenwart seines ältesten Bruders, wohl aber in der des nächstälteren.

Der Widerspruch zwischen der Vertretung partikularistischer Familieninteressen und der Norwendigkeit, allgemein verbindliche Normen anzuerkennen, wird im Dorf ausgedrückt, indem die für alle gleichermaßen verbindlichen Argumente der Religion gegen die (partikularistischen) Forderungen des Ehrbegriffs ins Feld geführt werden. Die Klage, daß vom Islam nichts mehr geblieben sei (»Islamiyet kalmadı burada«), wird immer dann erhoben, wenn private Ehrhändel die Ordnung des Gemeinwesens zu zerstören drohen. Auch dem Islam zuliebe kann man jedoch den Angehörigen nicht in den Rücken fallen, man sündigt also und läßt sich gleichmütig vom Hodschaschelten, der eine erst in den Städten mögliche systematische Lebensführung vertritt.

Die Familie Kemal zeigt, daß der Gegensatz im städtischen Kontext aufgelöst werden kann. Herr Kemal begreift sich als Moslem und vertritt die Regeln des Islam konsequenter, als es ihm im Dorf möglich gewesen wäre. Die Orientierung am Ehrkomplex wird schwächer. Die Familie steht anderen Familien nicht mehr in Gegenseitigkeitsbeziehungen gegenüber, sondern ist mit ihnen durch vielfältige Abhängigkeitsverhältnisse verbunden. Die Grenzen zwischen Innen und Außen verwischen sich. Entsprechend braucht die Autorität dem Sohn gegenüber nicht mehr so sehr betont zu werden. Die soziale Kontrolle, die es Herrn Kemal im Dorf nie erlauben würde, seinem Sohn ähnlich nachsichtig zu begegnen wie hier, fällt weg.

Neben dieser allgemeinen Bedeutung kommt dem Wert der Ehre noch eine spezifische und für diesen Zusammenhang besonders relevante Bedeutung zu. Zu schützen gilt es in erster Linie die Frauen der Familie, zumal vor Versuchen Dritter, sich ihnen sexuell zu nähern, sie anzusprechen oder gar mit ihnen zu schlafen. Ehrlos ist derjenige, der in diesem Punkt nicht extrem empfindlich ist. Die Ehre (*namus*) eines Mannes definiert sich hauptsächlich über die Ehre (*namus*) der Frauen seiner Familie. Der Begriff bedeutet somit Verschiedenes für die Geschlechter. Bei einem Mann wird mit ihm assoziiert: Stärke, Selbstbewußtsein, Männlichkeit, in der Lage zu sein, seine Frauen zu verteidigen oder zumindest diesen Eindruck zu erwecken. Für Frauen meint der Begriff Keuschheit, die Beschränkung ihrer sexuellen Beziehungen auf die Ehe. Eine Frau, die außereheiche Beziehungen eingeht, setzt nicht nur ihre Ehre aufs Spiel, sondern auch die ihres Mannes, der nicht in der Lage war, sie abzuhalten. Sie gilt als schmutzig. Die schlimmste Beleidigung für einen Mann ist es, die Ehre seiner Frau oder seiner Mutter in Frage zu stellen.

Für Veli Aksoy war dies ein entscheidendes Problem. Ist für das Selbstverständnis der Männer das Begriffspaar stark/schwach maßgeblich, so für die Frauen der Gegensatz rein/unrein. Einen deutlichen Ausdruck findet dies in der Klassifikation der Frauen, die nur drei Kategorien kennt: die Jungfrau, das Mädchen (kız), die Ehefrau und geschlechtlich erfahrene Frau (hanım) und, beiden gegenübergestellt, die Hure (orospu oder fahişe), die ehrlose und schmutzige Frau, die außerhalb der Ehe Beziehungen mit Männern pflegt. Eine entsprechende Klassifikation existiert nicht für Männer. Auch kann, wegen der unterschiedlichen Bedeutung des Ehrbegriffs für Frau und Mann, ein Mann außerhalb der Ehe Beziehungen eingehen, ohne daß dies die Ehre seiner Frau berührt.

Es ist ins Einzelne festgelegt, wie eine ehrenhafte Frau sich zu verhalten hat. Sie darf nicht mit fremden Männern sprechen, darf nicht alleine spazieren gehen und nachts nicht ohne Begleitung ihres Mannes auf die Straße gehen. Dazu ist sie gehalten, Kleidungsvorschriften zu beachten, Arme und Beine bedeckt zu halten und auch das Haar, ein sexuelles Symbol, zu bedecken. Letzteres verliert allerdings mehr und mehr an Bedeutung.

Der wesentliche Teil dieser Regeln dient dazu, einen unbeobachteten Kontakt zwischen den Geschlechtern unmöglich zu machen. Die Ehre einer Frau wird kontrolliert, indem die Situationen kontrolliert werden, in die sie sich begibt. Der Nachdruck, mit dem die Einhaltung dieser Regeln gefordert wird, läßt sofort negative Zuschreibungen entstehen, wenn eine Frau sich anders verhält. Einer Frau, die nachts alleine auf die Straße geht oder, wie Frau Meyer, alleine nach Deutschland emigriert, wird unterstellt, sie suche die Bekanntheit von Männern. Der Schritt, sie als »schmutzig« zu diffamieren, sie als Hure zu bezeichnen und entsprechend zu behandeln, ist schnell vollzogen.

Dies verdeutlicht einen wichtigen Zug des Regelsystems. Vergleichsweise große Bedeutung wird dem Handlungsakt beigemessen; der subjektiven Intention, die hinter ihm steht, wird dagegen kaum Beachtung geschenkt. Es scheint, als würde die bäuerliche türkische Kultur hier nicht trennen. Wenn eine Frau nachts alleine spazierengeht, so läßt das nicht nur auf Ehrlosigkeit schließen, sondern sie ist ehrlos. Entsprechend ist es Respektlosigkeit (und drückt sie nicht nur aus), in Gegenwart des Vaters zu rauchen. Dem folgt auch der Sprachgebrauch. Man spricht immer von Achtung »zeigen« (saygı göstermek), nie aber von Achtung »empfinden« (hissetmek oder duymak). Beides läßt sich nicht trennen. Für Herrn Kaynar war das Handeln des Sohns Respektlosigkeit. Er konnte ihm deshalb nur mit Zwang begegnen. Wenn die subjektive Motivation sich dem Blick entzieht, ist ein argumentatives Eingehen auf den Anderen nicht mehr möglich.

Dies mutet auf den ersten Blick formalistisch und ritualistisch an. Achtung zu zeigen, ohne Achtung zu empfinden, gilt in unserer Kultur als heuchle-

risch. Auch tendieren wir dazu, zu argumentieren, daß man Achtung schließlich auch anders ausdrücken könne als dadurch, nicht zu rauchen, daß die Handlungsregel modifiziert werden könne, ohne daß der Wert in Frage gestellt würde. Damit ist jedoch eine Abwertung des Handlungsakts verbunden, die in keiner Bauerngesellschaft hingenommen werden könnte. Wo miteinander produziert wird und die Verweigerung des Einzelnen das Überleben der Anderen aufs Spiel setzt, ist ein nachsichtiges Eingehen auf subjektive Motivationen nicht möglich.

Die Regeln zu modifizieren, sie den Alltagsnotwendigkeiten anzupassen, ist somit nicht möglich, wohl aber, sie zu umgehen. Dies erlaubt einen flexiblen Umgang im Alltag. Frau Kaynar würde wegen der Achtung, die sie ihrem Mann schuldet, ihm kaum widersprechen können, wenn er seinem Sohn das Haus verbietet. Aber sie kann ihrem Sohn heimlich Lebensmittel zukommen lassen und ihn aufnehmen, wenn ihr Mann nicht zu Hause ist. Erol verbietet es die Achtung vor dem Vater, in dessen Gegenwart zu rauchen und zu trinken; der Treffpunkt, den sich die Jugendlichen angemietet hatten, ermöglichte es ihm, diese Bedürfnisse außerhalb des Hauses zu befriedigen. Es charakterisiert das Regelsystem, daß der Vater wußte, daß der Sohn gelegentlich rauchte und trank, und daß der Sohn wußte, daß es der Vater wußte, und daß es dennoch beiden unerträglich gewesen wäre, wenn Erol dem Vater mit der Zigarette in der Hand oder gar betrunken gegenüberzutreten wäre. Die Regeln bleiben so gleichsam monolithisch bestehen; sie werden, wenn die Situation es erfordert, umgangen, nicht aber in Frage gestellt oder modifiziert.

Mit dieser Verhaltensweise hängt eng eine weitere zusammen, die als Situationsgebundenheit bezeichnet werden könnte. Das Verhalten orientiert sich daran, was in der jeweiligen Situation als angemessen gilt. Die Situation ihrerseits ist bestimmt vom Status der anwesenden Personen, von der Zeit und dem Ort der Begegnung. Personen der eigenen Familie muß man anders gegenüberreten als Außenstehenden, Frauen anders als Männern – und ein und derselben Person unterschiedlich, je nachdem, wo man ihr begegnet, im Haus oder auf der Straße. Mit der Frau seines Gastgebers darf sich der Gast im Haus unterhalten; trifft er sie jedoch auf dem Dorfweg, darf er sie nicht einmal grüßen, sondern muß sie übersehen. Ein über alle Situationen hinweg konsistentes Verhalten wird nicht gefordert. Das oben beschriebene »Umgehen« von Regeln erweist sich als ein Aspekt der Situationsgebundenheit: Die Akteure begeben sich in andere Situationen oder schaffen – durch Verheimlichen – neue.

Mehr als in den anderen Familien folgen die Beziehungen in der Familie Kaynar dem beschriebenen Regelsystem. Das Ziel, einen Familienbetrieb in Istanbul aufzubauen, läßt die Familie als gemeinsam produzierende Einheit fortbestehen. Um dies Ziel zu erreichen, ist die Familie auf den Beitrag jedes

ihrer Mitglieder angewiesen. Die Unterscheidung von Innen- und Außenbeziehungen, die Betonung von Ehre und Achtung, der damit implizierte ritualistische und situationsgebundene Umgang mit den Regeln wird von den Eltern auch hier vertreten. Geändert hat sich allerdings der Kontext. Im Dorf folgt die Unterscheidung von Innen und Außen unmittelbar einsichtigen, scheinbar natürlichen Handlungszwängen; Autorität erscheint als selbstverständlich und bedarf keiner Legitimation oder Begründung. In Berlin fällt diese Selbstverständlichkeit weg. Der Sohn versteht den Druck des Vaters nicht. Dieser wiederum wußte gar nicht, was es zu begründen gäbe, er begreift das Verhalten des Sohnes ganz in dörflichen Kategorien, als bloße Widerborstigkeit. So entsteht der Teufelskreis, der mit der Flucht des Sohnes enden sollte.

Bei Herrn Kemal wird die innere Widersprüchlichkeit des dörflichen Wertsystems von einer methodischen Lebensführung aufgehoben, die sich relativ konsequent an einem Wertkomplex orientiert und sich transzendental legitimiert weiß. Die Autorität des Vaters, die Forderung der Keuschheit der Frauen und die mit ihr verbundenen Einschränkungen werden weniger mit dem Komplex von Ehre und Achtung als religiös begründet. Für den Sohn bedeutet die inhaltliche Begründung die Chance, sich zu identifizieren. Wenngleich Erol sich weniger dem Islam verpflichtet weiß als sein Vater, kann er doch die so begründete Autorität akzeptieren. Wichtig bleibt allerdings für Herrn Kemal die Situationsgebundenheit der Regeln. Wenn er seine Beziehungen auf Familien aus Konya beschränkt, heißt es, daß er sich eine Situation schafft, in der die Werte, die er für wichtig hält, ihre Gültigkeit bewahren. Gleichzeitig ermöglicht ihm dies anzuerkennen, daß außerhalb dieser Welt andere Welten existieren, die ihre eigenen Werte besitzen und nicht notwendigerweise schlechter sind.

Auch Frau Meyer bindet soziale Regeln an Situationen, wenn sie deutsche und türkische Normen als prinzipiell gleich gut oder gleich schlecht betrachtet. Ganz im Sinn dörflicher Logik läßt sie beides bestehen und umgeht die Normen, wenn es nötig ist, ohne das Bedürfnis zu verspüren, sie einer Kritik zu unterwerfen. Es unterscheidet sie von Herrn Kemal, daß sie nicht eindeutig Stellung bezieht. Sie erzieht zwei Kinder als Deutsche und verheiratet Veli nach türkischen Sitten. Auch ihr gelingt es nicht, ihr Verhalten ihrem Sohn zu erklären und einsichtig zu machen. Für Veli war dies problematisch, insofern es den Ehrkomplex berührte und auch *seine* Ehre durch *ih*r Verhalten in Frage gestellt wurde. Es kam zum Konflikt, als andere belastende Umstände hinzutraten.

Aus den Fallgeschichten wird deutlich, daß sich die Familien in der Auseinandersetzung mit der hier vorgefundenen Situation verändern; deutlich wird aber auch, daß sich dieser Prozeß nicht als fortschreitende Anpassung an die deutsche Kultur begreifen läßt. Dies trifft auch auf die

Söhne zu. Der Vorfall der Vergewaltigung zeigt, wie weitgehend ihr Denken und Handeln von der Logik der Ehre bestimmt ist.

In der Nacht vom 21. zum 22. Mai 1978 feierten die Jugendlichen mit ihren Freunden in einem Kreuzberger Lokal einen Geburtstag. Ali Kaynar verließ gegen ein Uhr nachts die Gruppe, »um Luft zu schöpfen«. Um halb zwei Uhr traf er Petra Kaiser am Hermannplatz. Sie war alleine, in einer Situation also, in die sich die türkischen Frauen, die er kannte, nie begeben hätten.

Petra Kaiser allerdings war eine Deutsche. Ali war, wie seine Freunde, lange genug in Deutschland, um erfahren zu haben, daß sich Deutsche anders verhalten als Türiinnen, daß die ihm vertrauten Zuschreibungen nicht zutreffen. Andererseits waren er und seine Freunde der Meinung, daß es deutsche Frauen ohnehin nicht so genau mit der Ehre nehmen, daß sie Beziehungen zu Männern eingehen, ohne verheiratet zu sein. Es fällt den Jugendlichen schwer anzugeben, was anstelle des Ehrbegriffs das Handeln deutscher Frauen bestimmen könnte, wann sie Beziehungen zu Männern eingehen und wann sie ablehnen. Einige reagieren mit Verunsicherung und Rückzug. Andere aggressiver: »Es ist die Aufgabe der Frau, auf ihre Ehre zu achten. Ich spreche jedes Mädchen an, das mir gefällt – sie soll dann sagen, ob sie will oder nicht.« Eine Frau, die eindeutig ablehnt, betrachten sie als ehrenhaft; in der Regel ziehen sie sich dann zurück.

Petra Kaiser war dazu nicht in der Lage gewesen. Sie kam mit, ohne Widerstand zu wagen, als Ali Kaynar ihr, offenbar ohne viel zu sagen, den Arm um die Schulter legte und sie wegführte. Ihre Angst war bestimmt von dem Wissen, daß man nachts alleine gelassen wird in Kreuzberg, von der Furcht vor dem Mann, der über einen Kopf größer war als sie, der Tatsache auch, daß er ein Türke war, dem sie unterstellte, ein Messer mit sich zu führen. Auch im Alltag war Petra Kaiser sehr ängstlich und hatte Schwierigkeiten, sich zu artikulieren. Die Situation am Hermannplatz überforderte sie.

Von all dem teilte sich Ali Kaynar nichts mit. Er – und später die türkischen Prozeßbesucher – nahmen nur wahr, daß Petra Kaiser scheinbar ohne Zögern mitkam. Damit war sie als »ehelos« abgestempelt. Ali Kaynars Mutter urteilte anschließend über sie: »Ein Mensch kann außen noch so schmutzig erscheinen, vielleicht ist er innen gut.« – Nach außen, nach allem, was man erkennen konnte also, war Frau Kaiser »schmutzig«, ehelos. Die Zuschreibung von Ehrlosigkeit war entscheidend. Denn jenseits der Ehre gilt die Person nichts. Die Weigerung einer »ehelosen« Frau, mit einem Mann zu schlafen, ist sinnlos: was hätte sie denn zu verlieren?

Ali Kaynar vergewaltigte sie in der Wohnung, die die Jugendlichen als Treffpunkt angemietet hatten. Der Widerstand, den sie artikuliert, wurde



vom Tisch gewischt. Sie solle nicht albern tun, sagte er zu ihr, und: »Mach keine Anstalten!«

Als die anderen Jugendlichen später ziemlich angetrunken aus dem Lokal in die Wohnung kamen, fragten sie ihn, ob sie auch mit der Frau schlafen dürften. In diesem Augenblick hatte es in seiner Hand gelegen, Schlimmers zu verhüten. Im Sinne des Ehrdenkens legten die Jugendlichen die Verantwortung für die Sexualität der Frau in die Hand des Mannes, der bei ihr war. Er hätte abschlagen können, sie schützen können. Ihm jedoch lag mehr an der Beziehung zu seinen Freunden, in Petra Kaiser sah er nur ein Straßenmädchen. Nacheinander betraten die Jugendlichen den Raum und vergewaltigten die zu diesem Zeitpunkt widerstandsunfähig und halbtot auf dem Bett liegende Frau.

Die Fremdheit konnte auch durch die Erfahrung des Prozesses nicht aufgehoben werden. Ein Dreivierteljahr später beharrte Erol Kernal darauf, daß es keine Vergewaltigung gewesen sei. Er sei überrascht gewesen, Ali Kaynar mit Petra Kaiser anzutreffen. Als er zu ihr ins Zimmer gegangen sei, habe er sie gefragt, ob sie mit ihm schlafen wolle oder nicht. Sie habe nichts gesagt, so habe er angenommen, sie sei einverstanden. Immer wieder betonte er in dem Gespräch, daß er von ihr abgelassen hätte, wenn sie etwas gesagt hätte, auch daß er dann die anderen abgehalten hätte. Die Frage, ob er es nicht merkwürdig gefunden habe, daß eine Frau mit so vielen Männern schlafe, beantwortete er damit, daß es »solche« Frauen gebe, und erzählte von einer Prostituierten in der Potsdamer Straße, zu der sie öfter gemeinsam gingen.

## Fritz Kramer Fremd und freundlich

Fremd und freundlich scheinen eher gegensätzlichen Bereichen anzugehören, wie der Alltag jeder beliebigen Großstadt mit ethnisch gemischter Einwohnerschaft nur allzu deutlich dokumentieren kann. Freundschaften und Liebschaften zwischen Jugendlichen, die die konventionellen Schranken zwischen ethnischen, politischen und religiösen Gemeinschaften für sich, und zwar verblüffend unangestrengt, außer Kraft setzen, gehören zu den oft, aber fast immer nur beiläufig angeführten Ausnahmen. Diese Ausnahmen stehen im Mittelpunkt der ziemlich subjektiven, für mich nicht stringent deduzierbaren Überlegungen, die ich hier vorlegen will. Die Entscheidung, von spontanen Beziehungen auszugehen, hat dabei den Vorteil, daß die offiziellen Strukturen von vornherein so fremd und unfreundlich erscheinen müssen, wie sie sind.

Auf dem umgekehrten Standpunkt steht z. B. eine Fragebogenaktion des Berliner Senats, die den offiziell angenommenen Strukturen gemäß in ihrem Kästchenankreuzsystem dem Staatsbürger nur mehr die Alternative läßt, ob er sich von Ausländern gestört fühlt oder nicht – als ob nicht alle wüßten, daß große Teile von Kreuzberg ohne die an sich eher vornehmen Türken längst gänzlich unbewohnbar geworden wären.

Türkische und deutsche Kinder gehen sich in Kreuzberg – wie auch sonst Kinder ethnisch verschiedener Kindschaft und religiös verschiedener Zugehörigkeit in multi-ethnischen Regionen – eher aus dem Weg, da sie die Ängste und Vorurteile ihrer Eltern teilen. Aber wenn sie heranwachsen, gibt es eine Zeit, in der einige die Abgrenzungen in ihren gemeinsamen Nachbarschaften nicht einhalten. Zwischen Jugendlichen entstehen dann tiefe Freundschaften, sei es nun zwischen Jungen, zwischen Mädchen oder zwischen Mädchen und Jungen.

Ein bevorzugter Ort für die Inszenierung solcher Annäherungen ist der Landwehrkanal, den man bekanntlich *das Wasser* nennt und der heute im Kontrast zu seiner historischen Symbolik eine allgemeinere aufweist, die türkischen wie deutschen Jugendlichen gleichermaßen kindervertraut ist. Das meiste wird vielleicht nicht mehr als Vorstellung sein können, aber eine Vorstellung, die wohl als Umkehrung der Gewaltphantasien der Erwachsenen zu deuten wäre. Bei aller Anonymität der Stadt und bei allem